

# Natur und Gerechtigkeit bei den Griechen

Albrecht Dihle

Wie bei vielen Völkern liehen auch bei den Griechen der Frühzeit die Götter, die für ein Territorium zuständig waren, den Regeln für das Zusammenleben seiner Bewohner ihre Autorität. Die gesellschaftliche Ordnung wurde von denjenigen Mächten als gestiftet und geschützt angesehen, die auch Gesundheit, Fruchtbarkeit und alle die lebensnotwendigen Gaben spendeten, die sich Menschen nicht selbst verschaffen können. Gerechtigkeit, Konformität mit jenen Regeln, war damit der soziale Aspekt einer göttlich-natürlichen Ordnung. So konnte man Seuchen oder Hungersnot als Strafen, Fruchtbarkeit und Erfolg als Lohn für das Verhalten der Menschen betrachten. So sieht es z.B. der Dichter Hesiod in der Zeit um 700 v. Chr. Frühe Gemeinwesen waren darum stets auch Kultgemeinschaften. Ihre Führer erschienen gern als Abkömmlinge oder Beauftragte der zuständigen Götter, was u.a. ihr Jurisdiktionsmonopol begründete, und frühe Staatsordnungen waren nicht selten als echte oder fiktive Gentilverbände konzipiert, denn in der Familie fallen natürliche und soziale Gliederung zusammen.

## Religiöse Anbindung des Rechts an lokale Götter

Dieses Verständnis gesellschaftlicher Regeln erhielt bei den Griechen früh einen besonderen Akzent. Gerade dort, wo sie in Kontakt mit kulturell überlegenen Nachbarn lebten, bezogen sie ihr Selbstbewußtsein aus der Ordnung ihrer Gemeinwesen. 'Eine kleine, geordnete Stadt auf kargem Fels ist stärker als das törichte Ninive', dichtete der Ioner Phokylides unter dem Eindruck des jähen Sturzes des Assyrrreiches i. J. 610 v. Chr. Im Laufe des 6. Jh. v. Chr. wurden in der griechischen Welt vielerorts die bis dahin als Traditionsgut privilegierter Familien mündlich überlieferten Rechtsregeln aufgezeichnet und durch öffentliche Gesetzgebung fortgeschrieben. Das stärkte den Stolz auf das Gesetz, den Nomos, auf den sich nun jedermann berufen konnte. Die Frühform partizipatorischer Staatsordnung hieß Isonomia, gleiches Recht, und Heraklit, um 500 v. Chr., mahnte seine Mitbürger, ihren Nomos zäher zu verteidigen als die Stadtmauer. Schließlich war man sich bewußt, daß der Grieche dem gleichbleibenden Nomos, nicht den wechselnden Launen und Befehlen eines Herrschers gehorche. Solche Gefühle wurden nicht durch eine Einsicht beeinträchtigt, die einem Seefahrer- und Handelsvolk unweigerlich kommen mußte: Andere Völker haben andere Sitten und Regeln, halten sie aber ebenso für göttlich sanktioniert. Herodot berichtet aus dem Vielvölkerheer des Perserkönigs von zwei Kriegern. In der Heimat des einen verbrannte man die Toten, in der des anderen aß man sie auf, und beide betrachteten die Sitte des anderen als gottlosen Frevel. Herodot beschließt die Geschichte mit einem Zitat aus den Gedichten Pindars, das von der All-

gewalt des Nomos spricht. Ein Problem ergab sich daraus solange nicht, als man mit vielen Göttern rechnete und ihnen verschiedene Zuständigkeiten und Intentionen zuschrieb, solange, wie der weise Thales sagte, die Welt voll von Göttern war.

## Vorsokratische Naturphilosophie

Anders die beginnende Philosophie, die sich auf den Versuch konzentrierte, das Universum zu verstehen. Die zunächst unausgesprochene, erstmals um 500 v. Chr. formulierte Prämisse war dabei, daß die Welt nach denselben Regeln geordnet sei, nach denen der menschliche Verstand operiert. Diese Überzeugung zeigt sich schon 50 Jahre früher in dem ersten nicht einfach nach dem Mythos konzipierten kosmologischen Modell. Es erklärt die natürlich-kosmischen Vorgänge nach dem Prinzip der Vergeltung, das im sozialen Leben jedermann vertraut war und ist. Seine Bedeutung hatte z.B. der große Staatsmann Solon um 600 v. Chr. seinen Athener Mitbürgern eingeschärft.

Die neue sich zur Ontologie entwickelnde Kosmologie wollte das Universum als geordnete Einheit erweisen, und das führte zu der Annahme, die Welt werde von einer einheitlichen göttlichen Kraft, nicht von einer Vielzahl einander widerstrebender Gottheiten gelenkt. Hier liegen die Ursprünge des von den Griechen im 5. Jh. v. Chr. im Zusammenhang der entstehenden Wissenschaft konzipierten, bis heute gültigen Begriffs der Natur als der umfassenden Ordnung aller Vorgänge und Erscheinungen in der Welt. Vor allem in frühen medizinischen Theorien findet man den neuen Naturbegriff. Genau wie heute konnten jene Ärzte bei allem Bemühen nicht

alle Krankheiten physiologisch erklären und blieben darum auf die Verwendung empirisch erprobter, aber theoretisch in ihrer Wirkung unerklärter Heilmittel angewiesen. Gerade das stärkte das Methodenbewußtsein und stimulierte das Bemühen, die Einheit der Natur zu verstehen. 'Hellenen und Barbaren leiden an denselben Krankheiten' heißt es da, und ein anderer Arzt, der die Epilepsie mit einer komplizierten physiologischen Theorie zu erklären sucht, wendet sich gegen die herkömmliche religiöse Erklärung dieses Leidens als Heilige Krankheit mit dem auch sonst verwendeten Argument, die ganze Natur sei 'heilig'. Als Indizien dieser Heiligkeit galten aber nicht mehr unerklärliche Erscheinungen, sondern gerade die dem Menschenverstand zugängliche, umfassende Ordnung. Dieser Respekt vor der Natur kommt besonders schön in der Anweisung eines medizinischen Traktates zum Ausdruck: Man dürfe der Natur auch durch einen Eingriff ein Geheimnis entlocken, aber stets nur so, daß sie dabei keinen Schaden nimmt. Ein anderer Arzt des 5. Jh. befaßt sich mit den psychophysischen Unterschieden zwischen den Bewohnern Griechenlands, Kleinasiens und der heutigen Ukraine. Er führt sie auf naturgegebene Unterschiede in der Umwelt zurück, fügt aber hinzu, daß auch Sitten und Gebräuche diese Wirkung haben könnten. So erkläre die Gewöhnung der Orientalen an despotische Herrschaft ihre überraschende militärische Unterlegenheit im Krieg von 480 v. Chr. gegen die in freiheitlicher Ordnung lebenden Griechen, und die Sitte, Babyköpfe zu bandagieren, die erbliche Kopfform skythischer Nomaden. Der Philosoph Demokrit meinte ganz entsprechend, daß Belehrung und Einübung gleichsam eine 'zweite Natur' schaffen.

### Die Rechtsauffassung der sogenannten Sophisten

Den Naturbegriff machten sich in der zweiten Jahrhunderthälfte Intellektuelle zu eigen, die Lebenstüchtigkeit und politischen Erfolg mit einer rational konzipierten Pädagogik bewirken und damit die alte Erziehung, die Einübung in traditionelle Verhaltensweisen und Wertvorstellungen, ersetzen wollten. Auch diese sog. Sophisten interessierten sich für die Unterschiede in den Sitten der Völker, verwiesen damit aber vor allem darauf, daß gesellschaftlich sanktionierte Sitten oft den von der Natur motivierten Verhaltensweisen widersprächen. 'Von anderen beobachtet folgen wir den Regeln, den Nomoi, unbeachtet der Natur, auch wenn wir dabei gegen den Nomos verstoßen' heißt es bei einem von ihnen, der zeigen will, daß die Natur auf das Individuum eine stärkere Wirkung ausübt. Ein anderer Sophist meint, die wissenden und strafenden Götter habe ein kluger Mann erfunden, weil er

die Menschen vom heimlichen Unrecht tun abschrecken wollte.

Die Sophisten definierten die Gerechtigkeit ganz traditionell als Übereinstimmung mit dem Nomos, mit Sitte und Gesetz. Mag man sich auch in Athen um die Gefahr gesorgt haben, die aus der Annahme eines unüberbrückbaren Gegensatzes zwischen Physis und Nomos, der unveränderlichen Natur und der manipulierbaren Konvention, für die sittliche Ordnung erwachsen konnte, so hat doch kein Sophist gelehrt, der Mensch solle nur seinen natürlichen Antrieben folgen und sich nicht nach den von Menschen ersonnenen Gesetzen richten. Das raten nur Figuren literarischer Fiktion, der ungeschlachte Kyklop bei Euripides, der ungeratene Sohn einer Komödie des Aristophanes oder Kallikles, der kompromißlose Vertreter des Rechtes des Stärkeren, in einem Dialog Platons.

Die Sophisten haben aus dem Verlust der natürlichen oder göttlichen Sanktionierung des Nomos sehr modern anmutende Konsequenzen gezogen, etwa die Leugnung des als unnatürlich erkannten Unterschiedes zwischen Hellenen und Barbaren, Sklaven und Freien. Auch findet man dort die Einsicht, daß die Natur den Menschen als Individuum bestimmt, Sitte und Gesetz aber die Gemeinschaft angehe, daß aber zur Menschennatur gerade die Fähigkeit zu geordnetem Zusammenschluß gehöre. Ein solcher Zusammenschluß unter dem Nomos, dem Gesetz, lasse dann ein Gemeinwesen mit einer kollektiven Leistungsfähigkeit entstehen, die über die bloße Addition individueller Möglichkeiten hinausführe. Diesen Gedanken läßt Herodot einen Griechen im Dialog mit dem Perserkönig vorbringen. Auch die Vorstellung vom Gesetz als einem alten Vertrag zwischen den Menschen, aus dem es seine verpflichtende Macht bezieht, findet sich zuerst bei einem Sophisten. Das wiederum berührt sich mit dem durchaus traditionellen, oft geäußerten Gedanken, daß Verhaltensnormen durch ihr hohes Alter dieselbe Würde und Wirkung wie die Natur erhalten. Nicht zufällig hatte man seit langem wichtige Sitten und Gebräuche auf göttliche Stiftungen zurückgeführt.

### Platons Neubegründung der Gerechtigkeit

Platons Versuch einer Neubegründung sittlicher und politischer Normen vollzog sich in Auseinandersetzung mit den Sophisten und war zugleich von seiner Verwurzelung im Leben seiner Vaterstadt bestimmt, die ihn politische Ordnung als unabdingbare Voraussetzung für die volle Entfaltung der Menschennatur erscheinen ließ. Die Einsicht der vorangegangenen Generation, daß die Physis vor allem mit dem Einzelnen, der Nomos mit dem Gemeinwesen zu tun habe, Platon dieses aber wie noch sein Schüler Aristoteles

auch als Kultgemeinschaft verstand, ließ ihn bei aller Anerkennung der strengen Rationalität sophistischer Spekulation gegen ihre Auffassung protestieren, der Mensch müsse 'das Maß aller Dinge' sein.

Platons Neubegründung sittlich-politischer Normen kann man, sehr vereinfacht, etwa folgendermaßen beschreiben:

- 1) Unbezweifelbares, umfassendes Wissen ist angesichts der Begrenztheit des Menschen das unerreichbare, jedoch letztlich motivierende Ziel intellektueller Anstrengung. Sich ihm in gemeinsamer, dialogisch-methodischer Bemühung zu nähern, gibt dem Leben der dazu Befähigten seine besondere Würde.
- 2) Unsere Sinne erfassen nur das in stetem Wandel begriffene Abbild der wahren, unveränderlichen Welt immaterieller Formen, aus denen die Welt der bloßen Erscheinungen ihr Dasein bezieht. Jener Welt vermag sich der Mensch durch seine Vernunft denkend anzunähern, ohne daß er sie, solange er an den Körper mit seiner täuschenden Sinneswahrnehmung gebunden ist, völlig zu erfassen vermag. Die Geometrie, in der sich Sinnesindruck und Denken begegnen, kann ihn auf dieses Bemühen vorbereiten. Normen des Handelns aber sind richtig, wenn sie der wie immer partiellen Einsicht in jene ewige Formenwelt, der Heimat der Menschenseele, entstammen. (Hier meldet sich erstmals Spinozas Forderung nach einer Ethik *more geometrico*.)
- 3) Der Mensch verwirklicht sein Wesen nur in einer Gemeinschaft, die der Struktur seiner Seele entspricht. Die durch besondere Vernunftbegabung Ausgezeichneten und entsprechend Erzogenen müssen darum das Gemeinwesen regieren, wie die Vernunft die übrigen Seelenkräfte lenkt. Solche Staatsmänner sollen dann Gesetze erlassen, durch welche die Bürger geleitet und erzogen werden, oder sie aus ihrer Einsicht in die Weltordnung regieren.

Platon vertritt also die alte Auffassung, daß Gerechtigkeit als Inbegriff rechten Lebens als Übereinstimmung zwischen der Weltordnung und der Einhaltung der ihr entsprechenden politisch-moralischen Regeln zu verstehen sei – ein Grundsatz, der mit dem unüberbrückbaren Gegensatz von *Physis* und *Nomos* nicht zu vereinen war. Indem Platon auf eine nur dem Denken zugängliche Welt jenseits der sinnlich erfahrbaren rekurrierte, vermochte er den alten Grundsatz neu zu bestätigen.

### Die theoretische Begründung der Gerechtigkeit bei Aristoteles

Aristoteles und seine Schüler widmeten sich einer umfassenden Forschung auf vielen Gebieten.

Nicht zuletzt daraus erwuchs die Einsicht, daß dort, wo menschliche Entscheidung im Spiel ist, streng wissenschaftliche, d.h. stets gültige und beweisbare Aussagen wie in der Mathematik oder Astronomie unmöglich sind. In Ethik und Politik gilt für Beschreibung und Analyse allenfalls ein *Oft*, nie ein *Immer*. Was Gerechtigkeit als Norm sei – also unabhängig vom tatsächlichen Verhalten der Menschen – läßt sich zwar durchaus bestimmen, und die aristotelische Unterscheidung zwischen vergeltender oder wiederherstellender und zuteilender Gerechtigkeit ist bis heute unbestritten. Aber für ein gerechtes Handeln in den unvorhersehbar wechselnden Situationen muß die 'genaue' Gerechtigkeit, wie sie in Grundsätzen und Rechtsbestimmungen festgelegt ist, stets durch Billigkeit ergänzt werden. Eine Vernachlässigung der besonderen Situation könnte aus Gerechtigkeit Ungerechtigkeit werden lassen. Diese Operation ist aber Sache des praktischen, nicht des theoretischen Verstandes. Was im Einzelfall gerecht oder ungerecht ist, kann darum nicht wissenschaftlich im Vorhinein bestimmt, sondern nur am Verhalten des gerechten Menschen abgelesen werden. Dieser muß die theoretisch faßbaren Grundsätze der Gerechtigkeit kennen und sie unter Berücksichtigung der jeweiligen Situation richtig anwenden. Er wird nicht etwa dadurch gerecht, daß er ein erworbenes Wissen von der Gerechtigkeit einfach anwendet, sondern indem er in den wechselnden Situationen seines Lebens durch immer neue und freie Entscheidungen gerechte Verhaltensweise als Eigenschaft einübt und festigt. Die in der griechischen Tradition hohe Einschätzung des *Nomos* als Erziehungsfaktor wird aus dieser Sicht gemindert. Stabilität und damit Verlässlichkeit der gesetzlichen Ordnung werden wichtiger als ihre Qualität.

### Die philosophischen Systeme der hellenistischen Zeit (Epikur, Stoa)

Seit dem späten 4. Jh. v. Chr. präsentierten die ersten Systeme die Philosophie als eine von der Wissenschaft ausdrücklich abgegrenzte, auf festen Grundlehren fußende Kunst des rechten Lebens. Sokrates hatte einst dieses Ziel gerade durch ständiges, von der Einsicht in das eigene Unwissen motiviertes Fragen und Suchen verfolgt. Die Systematisierung begünstigte die Lehrbarkeit und damit Breitenwirkung der Philosophie sowie das Aufkommen eines Berufsstandes der Philosophen als anerkannte Berater im privaten wie auch im öffentlichen Leben. Unerachtet aller Unterschiede zwischen den Schulen ging es in allen Systemen darum, in kontrollierter Sprache und Argumentation (Logik) unbestrittenes Grundlagenwissen über die Natur (Physik) zu erlernen und zu erörtern, um daraus die Regeln für das rechte Leben im Einklang mit der Natur

(Ethik) herzuleiten. Von wissenschaftlicher Forschung sollte sich der Philosoph eigentlich fernhalten, aber der Streit unter den Schulen förderte ständig neue Probleme zutage, und da konnten die gleichzeitigen Fachwissenschaften Argumente liefern.

Stoiker und Epikureer waren die wichtigsten unter den neuen Schulen. Die Anhänger Epikurs erklärten die Welt und alle Vorgänge in ihr mit der ständigen, vom Zufall gelenkten Zusammenballung und Trennung zahlloser, sich im leeren Raum bewegender Atome. Da es demzufolge keine eigentliche Naturordnung gibt, an der sich der Mensch bei seinem Handeln orientieren kann, sind es nur seine gleichfalls als atomare Vorgänge verstandenen Lust- und Unlustgefühle, nach denen er sich richten soll. Sein Lebensziel liegt im Zustand gleichbleibenden Wohlbefindens, vor allem in Freiheit von der Furcht vor den Göttern und dem Tod. Um das zu erreichen, wird der Weise nicht nur alle Anlässe zur Sorge, etwa durch die Beteiligung am politischen Leben, vermeiden, sondern gelegentlich auch Unlustgefühle in Kauf nehmen, um größerer Belästigung zu entgehen. So wird er auch die Vor-

*Rafael, Justitia,  
Fresko, Vatikan,  
Stanza della Segnatura,  
Rom*



schriften seiner Gesellschaft befolgen, nicht nur um etwaiger Bestrafung auszuweichen. Die sittlichrechtliche Ordnung nützt dem Philosophen. Sie läßt ihn die Reaktionen seiner Mitmenschen voraussehen und erleichtert ihm dadurch die lustvolle Zurückgezogenheit. Anders als Platon verschmähten die Epikureer darum auch nicht die populären Lebensweisen der Sprichworte. Diese von den Epikureern empfohlene Konformität mit den Konventionen und Gesetzen der Gesellschaft soll freilich nicht als Tugend verstanden werden, auch wenn man sie Gerechtigkeit nennt. Zum rechten Leben in der erstrebten Gemütsruhe leitet nur die Einsicht in den Gang der Welt, wie sie die Philosophie vermittelt. Dieses Wissen und seine Anwendung werden im belehrenden und seelsorgerischen Gespräch unter gleichgesinnten Freunden erworben und ständig vertieft. Auch die Stoiker wollten ihren Anhängern den Weg zu einem gelungenen, autonom geführten Leben zeigen, und zwar gleichfalls auf der Grundlage einer materialistischen Welterklärung. Diese operierte mit der Annahme verschiedener Elemente, unter denen das feinste, feuerartige allenthalben verteilt ist und je nach dem Grad seiner Konzentration Form wie beim Stein, Leben wie bei Pflanze und Tier und Bewußtsein wie beim Menschen bewirkt. Dieses Pneuma ist die göttliche Substanz und Träger der Vernunft, aus ihm bestehen die Götter und die Sterne, wie ihre mathematisch bestimmbare Bewegung zeigt. Die Weltordnung stellt einen unveränderlichen, bestmöglichen, vernunftgeleiteten Determinationszusammenhang dar, dem alles, auch der Mensch, unterworfen ist. Den Menschen aber befähigt seine Vernunftbegabung, diese Bindung als gut und heilsam zu erkennen und darum aus freiem Entschluß zu bejahen, was ihm zu tun und zu leiden bestimmt ist. Ein dummer Hund läßt sich von dem Karren, an den er gebunden ist, jaulend mitschleifen, der kluge trottet zufrieden hinterher – so hat ein Stoiker diese Auffassung drastisch beschrieben. Lebensglück, Freiheit, Autonomie des Menschen liegen einzig in seinem Bewußtsein. Es kommt nicht darauf an, welche Rolle ihm auf der Weltbühne zugewiesen wurde, sondern nur darauf, daß er sie richtig spielt, denn im Welttheater darf keine Rolle fehlen. Daß eine Walze den Hang hinabrollt, bewirkt unweigerlich der äußere Anstoß – ob aber ihr Lauf glatt oder holperig ausfällt, liegt an ihr selbst, an ihrer Beschaffenheit.

Anders als die Epikureer betrachteten die Stoiker jene unausweichliche Einfügung in den Weltlauf, die der Mensch als Vernunftwesen bewußt und zustimmend vollziehen soll, zugleich als Bindung an die Mitmenschen. Die aristotelische Definition des Menschen als politisches Lebewesen erweiterten die Stoiker zum sozialen Lebewesen. Die Natur hat nämlich für alle Menschen mit der Vernunftbegabung eine gemeinsame Rechts-

grundlage gelegt, auf der Hellenen und Barbaren, Sklaven und Freie, Männer und Frauen zu Bürgern eines einzigen, weltumspannenden Gemeinwesens, zu Kosmopoliten werden. Die unterschiedlichen, oft widersprüchlichen Gesetze, die sich die empirisch vorhandenen Gemeinwesen auf Grund ihrer jeweils besonderen Verhältnisse, zuweilen auch wegen des Verlustes urzeitlich-natürlichen Wissens geben, soll man als Zusätze zum allgemeinen, für jedermann gültigen Vernunftgesetz betrachten. Ihr Wert bemißt sich daran, wie sie diesem Rechnung tragen. Weil der Philosoph besser als andere das Vernunftgesetz versteht, ist gerade er dazu aufgerufen, ihm durch Mitwirkung am politischen Leben seiner Heimat Geltung zu verschaffen. Nur am Vernunftgesetz bemißt sich die Gerechtigkeit als Inbegriff der Tugenden, die zum rechten Leben leiten. In der Tat sind viele Stoiker diesem Aufruf gefolgt, und mit Marc Aurel bestieg einer von ihnen den Thron des Römerreiches.

Es ist hier nicht der Ort, die Wirkung zu beschreiben, welche diese Konzeption eines auf der Vernunftbegabung des Menschen beruhenden Naturrechtes seit dem 2. Jh. v. Chr. auf die römische Rechtskultur ausübte. Ihre Rezeption stand am Beginn der Entwicklung einer den Griechen fremden, selbständigen Rechtswissenschaft, denn sie traf bei den Römern auf eine Rechtspraxis, in der es auf die Auslegung weniger, möglichst unangetastet belassener Gesetze durch dazu befugte Amtsträger ankam und wo man, anders als bei den Griechen, gegenüber neuer Gesetzgebung Zurückhaltung übte.

### Der kaiserzeitliche Synkretismus des Neuplatonikers Porphyrios

Doch zurück zur Philosophie. Um 300 n. Chr. lehrte der Neuplatoniker Porphyrios, daß es drei Arten des Nomos gebe. Zuunserst stehen die geschriebenen und ungeschriebenen Gesetze, welche die Gemeinwesen der Menschen ordnen. Sie können ungeachtet der sie begleitenden Sanktionen das sittliche Leben der Menschen nicht regeln, weil sie auf deren Gesinnung keinen Einfluß ausüben. Darüber steht das Gesetz der Natur, das unser körperliches Leben bestimmt. Verstöße gegen dieses Gesetz ahndet die Natur automatisch. Zuoberst steht der Theios Nomos, das göttliche Gesetz. Jeder Mensch trägt es als Vernunft, als wertvollsten, unsterblichen Teil seines Wesens in sich. Es läßt sich - modern ausgedrückt - nicht objektivieren, aber es tritt zutage, wo ein Mensch sein Leben mit der Vernunft zu lenken weiß, und es bleibt verborgen, wo irrationale, triebhafte Kräfte sein Handeln bestimmen. Alle diese Motive sind bereits an verschiedenen Stellen zur Sprache gekommen. In den 300 Jahren, die der Lebenszeit des Porphyrios vorausgingen, hatte die Philosophie zwar nicht ihr Ziel,

die Anweisung zum rechten Leben, aus dem Auge verloren, wohl aber ihre Methoden geändert. An die Stelle problemorientierter Diskussion trat in der Fortbildung der Lehre und im Unterricht die systematische Interpretation klassischer Texte. Ein so origineller Denker wie Plotin bezeichnete seine ganze Philosophie als Interpretation Platons. Auch traten die Schulunterschiede in den Hintergrund, denn man konnte stoische Konzepte im Sinn Platons deuten oder Platons Lehre mit Hilfe aristotelischer Begriffe auslegen. Da hierbei die platonische Tradition dominierte, verlagerte sich das Interesse mehr und mehr auf die transzendente, nur dem Denken zugängliche Welt, und das wahre Ziel des rechten, sittlich gestalteten Lebens sah man in der jenseitigen Bewahrung des unsterblichen Kerns der Menschenseele.

### Begründung der Lebensnormen im frühen Christentum

Als Porphyrios die zitierten Worte schrieb, stand das Christentum kurz vor seinem Sieg im römischen Weltreich. Es war längst eine Symbiose mit der Philosophie eingegangen und hatte mit ihrer Hilfe seine Theologie entwickelt. Wie die Philosophen wollten auch Juden und Christen den Weg zum rechten Leben weisen, und darum galten selbst bei Gegnern ihre Lehren als Philosophien, die wie die griechische Philosophie jener Tage auf der Interpretation autoritativer Texte beruhten. Auch die Hoffnung auf die jenseitige Bewahrung der Menschenseele als Vollendung des rechten Lebens im Diesseits teilten Platoniker und Christen.

Doch die Begründung der Lebensregeln war eine andere als bei den Philosophen. Nicht aus der Erkenntnis der Natur- oder Seinsordnung lernen wir den Unterschied zwischen Gut und Böse, sondern durch den Gottesglauben, sagt der philosophisch gebildete Christ Laktanz während der letzten Verfolgungszeit. Der biblische Gott offenbart seine Verheißungen und Forderungen dem Menschen direkt, nicht vermittelt durch Einsicht in die Ordnung der Natur. Die griechische Philosophie rechnete die Theologie zur Physik, zur Lehre von der Natur, die Götter und Menschen einschließt. Aus biblischer Sicht war die Natur Werk eines souveränen Schöpfers, ohne den Rang einer letzte Instanz zu haben. Weniger die auch in jüdischen und christlichen Texten oft ausgedrückte Bewunderung der Schönheit und Ordnung der Welt - Augustinus stellte das Buch der Natur geradezu neben die Heilige Schrift - als die Ehrfurcht vor der unergründlichen Macht und Weisheit ihres Schöpfers forderte die Einhaltung seiner dem Menschen unmittelbar gegebenen Gebote. Zugleich wurde damit die Sonderstellung des Menschen in oder sogar über der Natur hervorgehoben, und so lockerte sich das

Band zwischen Physik und Ethik. Neben seiner Lehre entfaltete das Christentum nicht nur ein reiches soziales Leben, sondern auch einen Kult, in dem der Einzelne seine Zugehörigkeit zur Gemeinde in der gemeinsamen, sinnlich faßbaren Teilhabe am Heiligen erlebte. Dieser Kult war geweihten Amtsträgern anvertraut, die auch für das Lehramt, die Auslegung der Heiligen Schrift und damit die Anweisung zum rechten Leben, zuständig waren und aus beidem ihre Autorität bezogen. Das verlieh einer derart sakral sanktionierten christlichen Ethik, in die zahllose Details aus der griechischen Philosophie eingeflossen waren und in der nicht unwesentliche Teile des spätantik-mittelalterlichen Bildes von der Welt, den Tradenten oft unbewußt, mitüberliefert wurden, jahrhundertlang eine erstaunliche Kontinuität.

### Antike und neuzeitliche Rechtsauffassung

Hier liegt vermutlich eine der Ursachen dafür, daß wir heute über die Inkongruenz zwischen Ethik und Naturwissenschaft klagen. Der gewaltige Aufschwung der Naturwissenschaften während der frühen Neuzeit vollzog sich bis ins 18.

*Albrecht Dürer, Die  
Gerechtigkeit mit  
Kranich. Spielkarte  
um 1495 bis 1499,  
in: Wolfgang Hütt,  
Albrecht Dürer.  
München 1971, S.  
162*



Jh. gleichsam im Schutz allseits anerkannter, christlich geprägter Lebensanschauungen. Erst nachdem die naturwissenschaftlichen und mathematischen Einsichten der Kopernikus, Vesalius, Kepler, Galilei, Newton, Leibniz und anderer rezipiert waren, begann das philosophische Nachdenken über eine autonome Ethik, die sich vom christlich tradierten Weltbild befreite. Freilich stand dabei das Verhältnis des Menschen zur Natur nicht im Vordergrund. Vielmehr suchte man das Wesen des Menschen eher im Blick auf seine sittliche Autonomie oder seine geschichtliche oder gesellschaftliche Position zu erfassen. So kam es nur zögernd zur Wiederannäherung von Ethik und Physik im Sinn antiken Denkens.

In neuerer Zeit deutet sich hierin ein Wandel an. Es sei nur an den Evolutionsbegriff erinnert, der geschichtlich orientiertem Denken Eingang in die Naturbetrachtung verschafft hat, oder an das Erwachen des Bewußtseins von der ökologischen Verantwortung des Menschen. Gewiß wird keine der Lehren, denen diese Betrachtung galt, unsere eigene Normensuche zum Ziel bringen. Wir kennen und wollen nicht hinter die Einsichten nachantiker Philosophie und Theologie zurückfallen, die einen integralen Bestandteil unserer Kultur darstellen. Dazu gehört u.a. die den Griechen nie völlig bewußte Unmöglichkeit, aus einem Sein, das sich der Vernunftkenntnis erschlossen hat, geradewegs ein Sollen herzuleiten. Wir sind eher geneigt, neben der Vernunft, mit der wir Seiendes erfassen, sowohl der Liebesfähigkeit als auch dem destruktiven Potential der Menschennatur eine für alle denkbaren moralischen Normen wichtige Eigenbedeutung zuzuerkennen, die es – gerade auch mit Hilfe naturwissenschaftlicher Erkenntnis – einzuschätzen und zu berücksichtigen gilt.

Bedenkenswert bleiben jedoch die Wege, auf denen die Griechen jahrhundertlang nach den Regeln für das rechte, der uns umgebenden Natur entsprechende Leben fahndeten. Ermutigung, aber auch die nötige Skepsis gegenüber den Zumutungen eilfertig entworfener Utopien vermittelt das Nachdenken über geschichtliche Vorgänge. Um der alten Forderung des 'Erkenne dich selbst', 'Erkenne, daß du ein Mensch bist' nachzukommen, ist es darum hilfreich zu verstehen, wie man sich in vergangenen Zeiten bemüht hat, den Platz des Menschen in der Natur ebenso zu erkennen wie seine auch über die von der Natur gezogenen Grenzen hinausreichende Bindung an die Mitmenschen.

*Anschrift des Verfassers:*  
Prof. Dr. A. Dihle  
Schillingsrotter Platz 7  
50968 Köln